



Erfahrungsbericht aus der ehrenamtlichen Klinikseelsorge

Autorin: Irmgard Orlowski

Vor acht Jahren las ich im Schaukasten meiner Pfarrgemeinde, dass ein Ausbildungskurs für ehrenamtliche Mitarbeit in der Klinikseelsorge angeboten wird.

Ich erinnerte mich augenblicklich an die beklemmende Sprachlosigkeit, die mich bei der Krebserkrankung meines Schwiegervaters quälte, an die Unsicherheit im Umgang mit Bewohnern und Angehörigen in meinem Beruf als Altenpflegerin, wenn das Thema auf Krankheit und Tod oder die Ungerechtigkeit Gottes kam.

Es musste doch eine Möglichkeit geben, mit Menschen in schwierigen Lebenslagen besser ins Gespräch zu kommen!

Anmeldung, Auswahlgespräch, Einladung zum ökumenischen Ausbildungskurs für ehrenamtliche Mitarbeiter/innen.

Fragen, Ängste: „Ja, aber bin ich überhaupt geeignet zu einer Aufgabe, die so vielfältige Anforderungen und Erwartungen an mich stellt, die, vor allem auf katholischer Seite, eng mit dem Pfarrer in Verbindung gebracht wird?“...Ich nehme die Herausforderung an.

Voraussetzung für die Mitarbeit in der Seelsorge ist eine fundierte Vorbereitung.

In der Ausschreibung hieß es: „Inhalt des Kurses ist es, etwas über menschliches Verhalten, über Kranksein und Gesundsein, über Gesprächsführung mit kranken Menschen und über die Aufgabe der Seelsorge zu lernen.

Dabei geht es nicht in erster Linie darum, Fähigkeiten zu erwerben, sondern sich selber tiefer kennen zu lernen und das eigene Leben besser zu verstehen. Das schließt die Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben ein.“

In der Gruppenarbeit wurde uns theoretisches Wissen ebenso vermittelt, wie „praktisches“ Handwerkszeug: Wie stelle ich mich vor, wenn ich ein Zimmer betrete?

Wie komme ich mit Anstand aus einem Gespräch, das schon viel zu lange dauert? Darf ich mir einen Stuhl nehmen oder muss ich warten, bis ich umkippe?

Wir übten uns im Zuhören (ohne gleich Patentrezepte zu verteilen), achtsam nachzufragen (ohne neugierig auszufragen), versuchten Gefühle und deren „Zwischentöne“ wahrzunehmen, setzten uns mit theologische Fragen auseinander.

In der zweiten Kurshälfte kam das klinische Praktikum hinzu. Wir gingen ans Krankenbett und besprachen hinterher unsere praktischen Erfahrungen mit dem/der uns zur Seite gestellten Mentor/in. In der Gruppe unterstützten und trösteten wir uns gegenseitig, merkten, dass wir alle Anfänger/innen waren und die neue Art der Kommunikation nicht die uns angeborene ist. Wir suchten gemeinsam Erklärungen oder Lösungen für als schwierig erlebte Situationen und wurden langsam sicherer, lernten Schritt für Schritt „in den Schuhen des Kranken“ ein kleines Stück des Weges mitzugehen. Alle, die sich nach der Ausbildung zum Dienst in der Klinikseelsorge entschließen, gehören einer festen Gruppe an, die sich regelmäßig einmal im Monat trifft und von Hauptamtlichen geleitet und begleitet wird. Hier können Probleme besprochen, belastende Erlebnisse aufgearbeitet werden. Begleitend nehmen ehrenamtliche Klinikseelsoger/innen kontinuierlich an Fortbildungen teil.

Seit vielen Jahren besuche ich nun einmal pro Woche ca. 2 Stunden „meine“ Station. Und immer noch bin ich aufgeregt, wenn ich vor einer Türe stehe. Was wird mich erwarten? Manchmal werde ich freudig begrüßt, wie jemand, auf den man sehnsüchtig gewartet hat. Manch einer verbirgt sein Erschrecken hinter seinem Humor: „Nein, nein, sooo weit ist es noch nicht...!“ oder „Ich bin ja schon katholisch..!“ Selten werde ich weggeschickt.

Patient/innen erzählen mir ihre Krankheitsgeschichte und zeigen mir große Wunden, andere reden sich ihren Kummer, den sie mit dem Partner, ihren Kindern oder ihrem Chef erleben von der Seele. Es gibt Gespräche, die sich an der Oberfläche bewegen, andere enden mit einer Lebensbeichte, manche sind sehr kurz, andere dauern eine Stunde und länger. Manchmal halte ich als Blitzableiter her, weil einst ein Pfarrer, eine besonders fromme Tante verletzt und ganz und gar nicht christlich gehandelt hat...

Zweck des Besuches ist nicht, wie manche befürchten, „missioniert“ zu werden. Menschen sollen in einer besonderen Lebenssituation begleitet werden und Zuwendung erfahren. Sie sollen sich, wenn sie es möchten, in Ruhe darüber aussprechen können, was ihnen widerfahren ist, was sie belastet und ängstigt. Während der Stationsalltag oft von hektischer Betriebsamkeit bestimmt wird, bringt der/die Seelsorger/in Zeit mit. Oft eröffnen sich während eines Gesprächs hilfreiche Erkenntnisse und neue Blickwinkel. Und der/die Seelsorger/in wird – naturgemäß – wenn der eigene Glaube befragt wird, ein Gebet sprechen, ein tröstendes oder Mut machendes Bibelwort finden, den Segen und die heil bringende Kraft des christlichen Glaubens mit dem Kranken teilen.

Manchmal werde ich gefragt, warum ich mir das „antue“. Meine Antwort: Der Dienst am Kranken ist ein sehr schöner Dienst, so nötig und sinnvoll. Er fordert, aber noch mehr beschenkt er. Und vielleicht ist jeder von uns einmal froh, über einen Besuch im Sinne „Ich war krank und ihr habt mich besucht.“ (Matth.25,36)